

«An Stella» und andere frühe Gedichte – Anmerkungen zu Gedichten Hölderlins – (3)

Eiji MIYAGAWA

要 旨

マウルブロン時代のヘルダーリンの多くの詩作品には、その後の彼の思想・文学活動を形作る様々な要素が、その基本形において現われ出ている。『わが想い』(1787)では、洗練された感性と論理に基づいて、包括的立場から自身の判断の妥当性を言明する、高度な精神作用が確認され、『荒野にて記す』(1787)では、原初的自然との交感過程の進行に伴って、詩人内部において普遍的価値規範の中核が形成されていく具体的様相を見ることができ。また『月桂冠』(1788)『名誉心』(1788)『謙遜』(1788)では、共同体が正常に機能する為に人間一般が、そして何よりも詩人自身が引き受けねばならないとされる、精神活動の諸範型が、その対立項と共に厳然と呈示されている。

キーワード：認識と判断、個の優越性、共同体形成、ドイツ近代、自然と人間、現代社会

3.1 «Mein Vorsatz» (1787) , «Auf einer Haide geschrieben» (1787)

Verschiedene Elemente, die im weiteren Verlauf der Entwicklung des Dichters Hölderlin als deren wesentliche Momente funktionieren werden, bekommen schon in manchen Gedichten seiner Maulbronner Zeit ihre deutliche Gestalt und machen sie über bloße Studien hinaus zu selbständigeren Kunstwerken, die der eingehenden Erörterungen wert sind. Das Gedicht «Mein Vorsatz» beginnt auf folgende Weise.

O Freunde, Freunde, die ihr so treu mich liebt!

Was trübet meine einsame Blike so ?

Was zwingt mein armes Herz in diese

Wolkenumschattete Todtenstille ?

Ich fliehe euren zärtlichen Händedruck,

Den seelenvollen, seeligen Bruderkuß,

O zürnt mir nicht, daß ich ihn fliehe !

Schaut mir in's Innerste ! Prüft und richtet ! – ¹

Hier handelt es sich eher nicht um die Inhalte der einzelnen Aussagen, sondern um die dabei aktive, innere Dynamik des sprechenden Ichs. Eine bei dem Dichter fast beständige Neigung zum Gefühl des Entfremdetseins, die hier abermals sich zu beleben beginnt und ihn zum endgültigen Zustand der Depression bringen will, begegnet diesmal einer kräftigen

Gegenwirkung. Die in seinem Bewußtsein bleibenden warmen Reste der bei vertrauten Freunden wirklich wahrgenommenen echten Freundschaft und Liebe locken den Dichter aus dem sich entfernenden und schließenden Bereich seiner Existenz heraus wieder in den zuerst um ihn gewesenen, gewohnten Kreis der Alltäglichkeit, der sich an die ganze Umgebung der etablierten Gesellschaft direkt anschließen kann. Trotz dieser äußerst effektvollen Anziehung von der Seite der Gewohnheiten, die auf die unbestreitbar große Gegenliebe des Dichters wirkt und ihn damit fast gänzlich erschüttert, besteht aber seine Intention zum Sichentfernen fast unbeschädigt da und bewirkt dadurch einen entscheidenden Widerspruch in seinem Dasein. Obwohl er aus seinem Innersten ein herzlichen Freundlichkeiten und Zuneigungen entgegenkommendes heißes Gefühl ausströmen fühlt, muss er sich, um „im glühenden kühnen Traum sie (die großen Dichter) zu erreichen“², dies schier wider Willen streng ausschaltend, in den Zustand der unerbittlichen Vereinzelung begeben. Bei dieser Entscheidung funktioniert eine Logik, dass bei der Auswahl der zwei einander gegensätzlichen Möglichkeiten die eine, bezüglich ihrer elementaren Basis, nicht durch die andere verleugnet wird, sondern einigermaßen anerkannt, dennoch die andere, indem sie gleichzeitig auf die viel weiter überragende eigene Basis stark hindeutet, ihre beinahe absolute Priorität behauptet. Anders ausgedrückt werden zwei gegensätzliche Gründe, in Bezug auf ihre Wichtigkeit und Wertigkeit, unparteiisch und präzise überlegt, wodurch die Superiorität des einen lebhaft dargestellt wird. Eben diese Logik, verkörpert im Bereich des Literarischen, verleiht der ernststen Stellungnahme des Dichters eine große Wahrscheinlichkeit und Überzeugungskraft. Und diese vielschichtig relativierende Wirkung in der Tiefe des Herzens ist nichts als ein Moment der Literatur, der auch beim späteren Hölderlin oft seine dichterischen Tätigkeiten bis zu einem bestimmten Rang erhöhen wird.³

Im Gedicht «Auf einer Haide geschrieben» erscheint sozusagen ein Urtypus der reflexiven Beziehungen, die zwischen dem Dichter, der aus dem Raum des Künstlichen heraus ins Gebiet der Natur sich bewegen will, und der uralten Natur selber bestehen.

*Wohl mir ! daß ich den Schwarm der Thoren nimmer erblike,
Daß jetzt unumwölker der Blick zu den Lüften emporschaut,
Freier atmet der Brust, dann in den Mauren des Elends,
Und den Winkeln des Trugs. O ! schöne, selige Stunde !
Wie getrennte Geliebte nach langentbehrter Umarmung
In die Arme sich stürzen, so eilt' ich herauf auf die Haide.
Mir ein Fest zu bereiten auf meiner einsamen Haide .⁴*

Von einer hier nochmals wiederholten Anklage gegen die fatale Unzulänglichkeit der Massen, der „Thoren“ ausgehend, beschreibt der Dichter eine entscheidende Veränderung im Ganzen seines Inneren, die eben durch die Annäherung an die „Haide“, eine Ursprünglichkeiten reichlich bewahrende Naturgegend, verursacht wird. Nach dem Grad des Zugangs zur primitiveren Natur zieht sich die undurchdringlich dichte Hülle um den „Bli(c)k“ allmählich zurück. Das wegen des problematischen menschlichen Milieus zugewachsene Gefühl der Schwermütigkeit und

Ausweglosigkeit schwächt sich ab und dafür vermehren sich die offenen und klaren Stimmungen des Individuums, welches der auf die Natur orientierten, graduellen Ortsveränderung im Äußeren entsprechend innen vorgeht. Diese Befreiung und Belebung des Selbsts, vollgezogen durch die spontane Tätigkeit des Einziehens ins Gebiet der Natur, kann aber nur eine einzige „schöne, selige Stunde“ dauern, weil als die in Wahrheit konstant bestehende umfassende Situation die Gesamtheit der negativen gesellschaftlichen Wirkungen, „Mauren des Elends, und (···) Winkeln des Trugs“, die Individuen unverändert beherrscht. Also unter dem Bewusstsein der kostbarsten Seltenheit beschäftigt sich der Dichter mit der unentbehrlichen Betätigung, aus der sich konzentrierenden Atmosphäre des primitiven und unbestasteten Lebens der Natur seelisch-physische Nahrungen in sich zu saugen und damit dem eigentlichen Ich näher zu kommen, nämlich „ein Fest“, gefeiert nur für den Dichter selber und die Natur, sich allein „zu bereiten“.

*Und ich habe sie wieder gefunden, die stille Freuden
Alle wieder gefunden, und meine schattigten Eichen
Stehn noch eben so königlich da, umdämmern die Haide
Noch in alten statlichen Reih'n die schattigten Eichen.
Jedesmal wandelt an meinen tausendjährigen Eichen
Mit entblößtem Haupt der Jäger vorüber, dann also
Heischet die ländliche Sage, denn unter den statlichen Reihen
Schlummern schon lange, gefallene Helden der eisernen Vorzeit.⁵*

Was zur Wiedergewinnung der einst genossenen „stille(n) Freuden“ stärksten Anlaß gibt, sind „meine schattigten Eichen“, die das Gebiet der Primitivität „umdämmern“. Aus dieser Beschreibung gehen zwei wesentliche Besonderheiten deutlich hervor. Erstens müssen diese Bäume schattig sein, d.h. sie selber sind bis zum höheren Grade optisch durch die Dunkelheit charakterisiert und zweitens begrenzen sie den Umriss des einheitlichen Naturraums mit ihrem dichten Nebeneinander und machen die Gegend „dämmerig“, d.h. in einem durch die Dunkelheit einigermaßen invadierten Lichtzustand liegend. Indem die erneut besuchte Heide unter dem Kennzeichen von Dämmerigkeit von anderen räumlichen Einheiten strikt unterschieden wird, bekommt sie hier eine ganz eigentümliche Eigenschaft, sie wird nämlich ein *Heiligtum*. Denn diese Dämmerigkeit, eine harmonische Mischung von Helle und Dunkelheit, ist als ein unersetzliches Beispiel der realisierten Harmonie von zwei ursprünglich einander gegenüberstehenden und streitenden Kräften nichts anderes als ein elementares Kriterium für Hölderlin, das dem idealen Raum des Lebens innewohnen soll und in manchen späteren Werken mit verschiedenen Gestalten sich zeigen wird.⁶

Obwohl hier der Einklang der zwei gegensätzlichen Faktoren dargestellt ist, besteht natürlich von Anfang an ein beweglicher Prozess, worunter ins Von-vornherein-seiende (das Licht) das Nachher-gekommene (die Dunkelheit) als eine Antithese eindringt. Daraus kann gewiß vermutet werden, dass beim Protest gegen das bloß *lichte* etablierte Ganze der 17-jährige Jüngling gerade in ganz umgekehrten Sachverhalten und Wertvorstellungen, denen also auch im Aspekt des Gleichnisses das Bild der Dunkelheit am besten ziemt, dessen letzten und

tiefsten Grund gefunden hat. Heide, Eichen, und dazu „Vorzeit“ und dieser zugehörige andere uralte Wesen, diese auf gemeinsame Weise etwas *schattierten* Komponenten konstruieren die Gesamtheit der aus Natur und Geschichte erwählten erfreulichen Gegenstände für diesen gegen die dominierenden Gegenwärtigkeiten des modernen Zeitalters heftig kämpfenden Dichter. Das Gedicht bezeugt also das wirkliche Dagewesensein der konkreten und stofflichen Inhalte vom Leben eines Jünglings, der nach räumlichen und zeitlichen Richtungen hin mit ganzer Kraft versuchte, die Möglichkeiten des eigenen Daseins zu erlangen.

*Aber horch! Was rauscht herauf im schwarzen Gebüsche?
 Bleibe ferne ! Störer des Sängers ! – aber siehe,
 Siehe ! – wie herrlich ! wie groß ! ein hochgeweihtes Hirschheer
 Wandelt langsam vorüber – hinab nach der Quelle des Thales. –
 O ! jetzt kenn‘ ich mich wieder, der menschenhassende Trübsinn
 Ist so ganz, so ganz aus meinem Herzen verschwunden.
 Wär‘ ich doch ewig fern von diesen Mauren des Elends,
 Diesen Mauren des Trugs ! (…)⁷*

Mit scharfen Sinnen aufs Geräusch reagierend stößt der Dichter den Ton der härtesten Ablehnung gegen das Annähern und Einziehen der anderen Menschen ins Gebiet seiner Existenz aus. Es lässt sich aus dieser Reaktion leicht folgern, dass wegen der allzu gesteigerten Intensität bei der Wahrnehmung der lebensreichen Essenzen der Natur, wobei in seiner Vorstellungswelt dieser ganze Naturraum durchs subjektive Gefühl einer denen verwandten Sympathie einfältig gesättigt wird (ein Fest für den Dichter allein!), das bloße Dasein des Anderen, ohne jeglichen Bezug auf die Seinsart dieses Menschen, notwendig ein Moment von gänzlicher Störung seiner Konzentration wird und damit die sich jetzt bildende schöne Einheit des Subjekts und der gegenständlichen Umwelt vollkommen zerstören wird. Dies sollte aber eher als die Erscheinung der strengen Ernsthaftigkeit und Ehrlichkeit bei der Teilnahme an der Natur, und nicht als etwas krankhafte Nervosität betrachtet werden. Und die danach sofort offenbarte Ursache des Lärmes, ein Heer von wilden Naturwesen, bringt den Dichter durch die fast heilige Erhabenheit als das wertvolle Leben in der Natur zum großen Enthusiasmus und damit vollendet sich der Prozess der Wiedergewinnung des verlorenen Selbsts. Dieser Schlusspunkt wirkt zugleich als ein Wendepunkt der psychischen Orientierung und aufgrund der von neuem gesicherten Basis des eigenen Daseins redet der Dichter, diesmal innerlich viel mehr gestärkt, von den zu Menschen gehörigen Negativitäten außer dem Bereich der Natur.

*(…) – Es blinken der Riesenpaläste
 Schimmernde Dächer herauf, und die Spitzen der alternden Türme
 Wo so einzeln stehn die Buchen und Eichen; Es tönet
 Dumpf vom Tale herauf das höfische Waagengerassel
 Und der Huf der prangenden Rosse – – Höflinge ! bleibet,
 Bleibet immerhin in eurem Waagengerassel ,*

*Bückt euch tief auf den Narrenbühnen der Riesenballäste,
Bleibet immerhin ! – Und ihr, ihr edlere, kommet !
Edle Greise und Männer, und edle Jünglinge, kommet !
Laßt uns Hütten baun – des ächten germanischen Mannsins
Und der Freundschaft Hütten auf meiner einsamen Haide.* ⁸

Aus einer landschaftlichen Perspektive, die bei anderen Beobachtern ganz andersartige, positive, vielmehr romantische Reaktionen auslösen könnte, spricht der Dichter im Gegenteil die Worte der heftigen Anklage aus. Rein landschaftlich gesehen fehlt den untenliegenden massiven Konstruktionen vor allem die genügende Dichte der „Buchen und Eichen“, wie sie hier in der Heide vorhanden ist und die Überlegenheit der Gegend ausmacht. Das „So-einzeln-stehen“ der Bäume bedeutet also symbolisch die mehr oder weniger verallgemeinerte Oberflächlichkeit und Dünnhheit des Lebens im menschlichen Raum darunter, die eben als das Ergebnis der Hohlheit von der dort bestehenden Kultur auf die Empfindung des Dichters negativ wirkt. Akustisch erkennt er zugleich die Aktivität der Mitglieder des Hofes und erinnert sich sogleich an die fast karikative, hoffnungslose Konservativität und Verslossenheit der landesstaatlichen Regierungen. Und gegen die Menschen, besonders gegen diese der herrschenden Klasse gerichtet, spricht er das Wort der absoluten Ausgrenzung, „Bleibet immerhin (unten und ferne)“. Damit verwirklicht sich bei dem Dichter eine klare Zweiteilung der prinzipiellen Schichten des Daseins.

In den oberen Bereich (*auf der Heide*) allein gestellt, hält der Dichter am endgültigen Maßstab für die Errichtung der idealen Gemeinschaft fest, der mit dem Ursprünglichen und Uralten höchst verwandt ist. Diesem Maßstab gemäß besitzen der untere Bereich (*auf der Ebene*) und die diesem innewohnenden meisten Wesen (darin auch die oben erwähnten „Höflinge“) keine Gültigkeit und Qualifikation für die Verwirklichung der erwünschten Idealität. Nur „edlere“, d.h. in der Qualität um eine gewisse notwendige Differenz überragende Menschen, sind stofflich dazu fähig, die untere Schicht verlassend sich in die obere zu begeben und dort den Kern der Werte, welchen jetzt nur der Dichter einsam bewahrt, mit ihm gemeisam zu besitzen und zur Bildung der schönen Gemeinschaftlichkeit hinsichtlich der räumlichen und zeitlichen Ursprünglichkeit beizutragen.

Was am meisten dieses Gedicht charakterisiert und dessen Aktualität sicher macht, besteht eben in dieser Absolutheit des dichterischen Ichs. Der buchstäbliche Anfangspunkt von allen Tätigkeiten für die fundamentale Erneuerung der Welt ist die durch den Dichter wahrgenommene und *in* ihm bewahrte Essenz der dem Altertum affinen Umgebung. Auf ihr beruhend und sie immer berücksichtigend soll alles angemessen rekonstruiert werden. Auch solche eine Art des hervorragenden Selbstvertrauens wird am Ende des Gedichtes sichtbar, und das erregende Moment dieser Erweiterung und Verallgemeinerung des persönlichen Daseins ist nichts als die überwältigende Wahrhaftigkeit und Reinheit eines privaten Naturerlebnisses des 17-jährigen Hoelderlin und insofern müssen die Inhalte und die Thematik des Werkes ungeachtet des Anscheins der bei Jünglingen üblichen, allzu naiven und vereinfachten Äußerungen als der Ausdruck der bleibenden inneren Ur-form eines Dichters betarachtet werden, der in den folgenden Jahren der literarischen Produktivität, immer unter der Last der schicksalhaften Konfrontation mit

den menschlichen Umgebungen, mit der beinahe unlöslichen Problematik von Natur und Menschheit fast über deren Grenze hinaus sich auseinandersetzte, und dabei wiederholt zur These der elementaren Ursprünglichkeit zurückkehren musste, und vor allem zur Behauptung der Überlegenheit des selbständigen Einzelnen, nämlich der „Apriorität des Individuellen über das Ganze“. ⁹

3.2 «Der Lorbeer» (1788) , «Die Ehrsucht» (1788) , «Die Demuth» (1788)

Diese im Jahr 1788 geschriebenen Gedichte vermitteln uns die ausgezeichnete Fähigkeit des jungen Dichters, in die Mitte der menschlichen Seelen einzudringen und aus der immensen Masse des Psychischen wesentliche Formen der dort aktiven, maßgeblichen Wirkungen herauszunehmen.

*Dank dir, aus dem schnadernden Gedränge
Nahmst du mich, Vertraute ! Einsamkeit !
Daß ich glühend von dem Lorbeer singe,
Dem so einzig sich mein Herz geweiht.*

*Euch zu folgen, Große ! – Werd ichs können ?
Wirds einst stärker, eures Jünglings Lied ?
Soll ich in die Bahn, zum Ziel zu rennen,
Dem diß Auge so entgegenglüht ? ¹⁰*

Auch im Gedicht „Der Lorbeer“ wiederholt sich anfangs der Ausruf der immensen Freude, dass das sprechende Ich aus dem belastenden Zustand des unnützlichen und unfruchtbaren Zusammenseins mit den nur lärmenden Menschen sich befreit und das Alleinsein als die schöpferische Grundlage seines Selbsts erlangt hat. Auf dieser erklärt er dann seinen tiefsten Wunsch, ein „großer“ Dichter zu werden und in der dritten, und der vierten Strophe Klopstock und Young als dessen lebhafteste Beispiele erwähnend, führt das Gedicht zu folgenden Beschreibungen.

*Ha, der Wonne ! ferne nur zu stehen
Lauschend ihres Liedes Flammenguß,
Ihres Geistes Schöpfungen zu sehen
Wahrlich, es ist Himmelsvorgenuß.*

*Nein ! ich wollte nichts auf dieser Erden !
Dulden all' der Welt Verfolgungen
Jedes Drangsaal, jegliche Beschwerden,
All des Neiders bittre Schmähungen – – ¹¹*

Die fünfte Strophe stellt natürlicherweise eine durchs Wahrnehmen der höheren, den

Meisterwerken eigentümlichen Geistigkeiten gesteigerte innere Lage des Dichters dar, die unter dem Ausdruck „Himmelsvorgenuß“ einen über das Irdische und die Sinnlichkeiten hinausgehenden Charakter seiner Freude offenbart. Eben dieses nur auf den überirdischen Bereich bezügliche Vergnügen ruft die Ablehnung aller Lustigkeiten „auf dieser Erde(n)“ am Anfang der sechsten Strophe hervor. Eine besondere Weise des Tuns und Daseins, die durch den entschieden auf eine absolute Erhabenheit, den „Himmel“, orientierten strikten Maßstab vollständig bedingt ist, verursacht auf der Ebene der Realität dauernde Auseinandersetzungen mit den zu dieser Norm nicht stimmenden unzähligen Wesen und Kräften aller Arten. Das Ganze des auf ein Individuum zurückzuführenden geistigen und physischen Stoffes muss dann sämtlich dazu verbraucht werden, wenn auch hinsichtlich des endgültigen Zwecks nur allzu wenig verwirklicht wird. Daher entsteht keine Muße, keine Möglichkeit zu irgendeinem Vergnügtsein. Und so eine Art von persönlicher Askese entfaltet sich in den nächsten Strophen auf eine weit inwendigere Weise.

*Lieber Gott ! wie oft ich schwacher dachte,
Wie ichs tröstete das arme Herz
Wenn ich Nächte kummervoll durchwachte,
O so oft, so oft in meinem Schmerz,
(...)
O vielleicht, daß diese Bitterkeiten –
Dacht' ich – stärker bilden deinen Geist !
Daß die Stille höher deine Saiten
Stimmt, zu männlichem Gesang dich reißt !*

*Aber still ! Die goldnen Bubenträume
Hört in ihrer Nacht die Zukunft nicht –
Schon so manche Früchte schöner Keime
Logen grausam mir ins Angesicht.¹²*

Die hier eingestandene Schwachheit des Dichters beim Nachdenken unter schweren Belastungen hängt mit der oben erwähnten asketischen Verhaltensweise eng zusammen. Bis ins Mark des Inneren bohrende Schmerzen des Lebens leiten den Dichter zu einer in solchem Fall ziemlich üblichen, sozusagen stereotypen Ansicht, dass man durchs große Leiden hindurch zuletzt etwas Vorteilhaftes, hier die weitere Entwicklung der eigenen dichterischen Fähigkeiten usw., gewinnen könne und damit wird die Schwierigkeit des jetzigen Zustandes bis zu einem bestimmten Grade erleichtert. Diese psychische Vorwegnahme des in Wirklichkeit unsicheren, vielmehr meistens unverdienten Lohns und die Betäubung der Unerbittlichkeit von realen Sachverhalten sind eben das Resultat der vom jungen Hölderlin selber angeklagten eigenen Schwachheit. Denn man muss, jeden Ersatz und Nützliches ablehnend, in der entblößten Situation der absoluten Absurdität ohne allerlei Trost und Linderung beharren, weil durch diese Lebensweise der asketischen Prinzipien erlangte höhere Nüchternheit und Zähigkeit der Seele eben zu den wichtigsten der Bedingungen für die

schöpferischen Tätigkeiten höheren Rangs gehören, was auch die letzte Strophe durch dessen Gegensatz, nämlich das gänzliche Versagen der naiv erwarteten dichterischen Geschicklichkeit, andeutet. Indem der Dichter paradoxerweise die gewohnten Neigungen bei schwierigen Zuständen relativiert, offenbart er eine Weltanschauung, wonach eine im Umkreis bestehende, komplex aufgebaute Gesamtheit der Negativitäten bis zur weitgehenden Domination zugewachsen ist, so dass der Selbständige für die Erhaltung und Vollziehung der eigenen Entwürfe fortwährend mit vollständiger Aktivität sich bemühen muss, möglichst große und wirksame Fähigkeiten gegen negative Wirkungen sich genügend anzueignen. Und diese in früher Jugend entstandene ethische Grundform der Anschauungs- und Daseinsweise, die in höchstem Grade einen traditionell religiösen, leidensorientierten Charakter besitzt, bestimmt bis zum letzten Stadium der Produktivität die Dichtung und das Leben Hölderlins.

Die beiden Gedichte „Die Ehrsucht“ und „Die Demut“ behandeln das Thema des Hochmuts, als ob sie von der Objektivierung und Relativierung des heißen Strebens nach „Großen“ im vorangehenden Gedicht hergeleitet wären.

*Groser Nahme ! – Millionenherzen
Lokt ins Elend der Sirenenton
Tausend Schwächen wimmern, tausend Schmerzen
Um der Ehrsucht eitlen Flittertron.*

*Seine schwarze, blutbefleckte Hände
Dünken dem Erobrer götlich schön –
Schwache morden scheint ihm keine Sünde.
Und er jauchzt auf seine Trümmer hin.¹³*

In diesem zu Beginn des Gedichtes „Die Ehrsucht“ gestellten Wort „Groser Nahme“ konzentriert sich die Essenz dieser Thematik. Der „Nahme“ heißt das Korrelat zu einem Ding selbst, worauf er angewendet wird. Insofern ist der Name nichts als bloße Bezeichnung und enthält keine Substantialität. Aber eben als eine Markierung, womit im mitmenschlichen Bereich ein Ding von den anderen unterschieden werden kann, bekommt er die Totalität der konkreten Vorstellungen, welche die gesamten Mitglieder in der Gemeinschaft von einem Ding konstruiert haben. In diesem Moment entsteht eine kritische Möglichkeit, dass ein Ding in zwei unterschiedliche Substantialitäten sich trennt. Und dabei kann es zum noch gefährlicheren Ergebnis führen, dass die nachher hinzugefügte, nämlich dem Namen zugehörige Substantialität eine ganz andersartige, aber in ihrer Wirksamkeit allzu kräftige innere Beschaffenheit sich zu eigen macht und das Ding selbst, durch diese vermehrte Intensität des Namens überwältigt, mit seiner eigenen, eigentlichen Substantialität zusammen weit in den Hintergrund rückt und vielmehr nahezu gänzlich gelöscht wird. Und daß der Name „groß“ ist, bedeutet fast bis zur ganzen Gemeinschaft erweiterten Umfang der Bekanntschaften und vor allem diesem zugrundeliegende Hochschätzung eines Daseins durch die große Mehrheit der Glieder, d.i. Anerkennung und Ausbildung der Substantialität nach dem beliebigen Maßstab der

bestimmten Massen. Die ursprünglich dem Namen inneseiende Problematik kann nämlich beim „großen“ Namen auf viel mehr gesteigerte und dominantere Weise hervortreten. Also zeigt sich beim Vorhandensein des „großen Namens“ meistens ein Phänomen, dass einem Dasein eigene, innere Beschaffenheiten, die eigentlich von ihrer Genese aus gemäß universalen, rein ethischen und ästhetischen Normen gepflegt werden sollen, durch die eifrige Suche nach dem „großen Namen“ verursacht, nahezu völlig aus dem Mittelpunkt zurücktreten und gegen die ganz andersartigen, dem jeweiligen Geschmack der Massen passenden ausgetauscht werden. Diese vollständige qualitative Veränderung, vielmehr Umwälzung, ist es, die am Anfang des Gedichtes das Gemüt des Dichters so empört.

Diese Komplexität der inneren Verdorbenheit und der äußeren Überlegenheit gehört aber, wohl anders als allgemeinere Mutmaßung, nicht den seltenen wenigen, sondern den allzu vielen, den „Millionenherzen“. Das heißt, dass die unter dem „Flittertron“ jammernden „tausend Schwachen“ trotz der zahlenmäßigen Betonung in Wirklichkeit nur die Minderheit sind, während die Menschen im allemeinen, getrieben durch die innere Gierigkeit nach Herrschaft und Übermacht, auf jeweilige, persönliche Weise an der Tat der Unterdrückung teilnehmen mögen. Solche Beispiele von „Pfaffen“ bis zum „Mädchen“ in nächsten Strophen darstellend, endet das Gedicht mit folgenden Zeilen.

*Doch es sträubet sich des Jünglings Rechte,
Länger sing' ich von den Thoren nicht.
Wisse ! schwaches, niedriges Geschlechte !
Nahe steht der Narr am Bösewicht.* ¹⁴

Es kann hier vielleicht auf den Mangel der nötigen Toleranz hingewiesen werden, wie er vom späteren Hölderlin selber als sein großer Nachteil angeklagt wird und im Prozess der dichterischen Entwicklung ins System der eigentümlichen Totalität aufgehoben wird, wo „auch ein Irrtum“, indem er „seine Zeit und seine Stelle“ bekommt, „zur Wahrheit wird“. ¹⁵ Sonst wird bei ihm ein absolut verselbständigtes Prinzip als eine Art von Despotie seine fürchterliche Gewalt der Zerstörung geübt haben, welches überall im modernen Zeitalter zu sehen ist.

Aber hier muss eher ein bei Jünglingen charakteristischer Vorteil genau betrachtet werden, ein kompromißloses Streben nach der Verwirklichung und Erhaltung eines unentbehrlichen Wertes, ohne welchen eine Gemeinschaft nur langsam, aber sicherlich unabwendbar, von selbst bis zum totalen Zerfall verfallen wird. Ein wohl jedem anhaftender, dunkler Trieb nach der Verachtung und Unterjochung anderer Wesen, wo die innenversteckte, primitive Wollust insgeheim erfüllt wird, war gewiß eine der größten Mangelhaftigkeiten, deren negative Wirkungen im menschlichen Umkreis des jungen Hölderlin festgestellt worden sind. Es war nicht mehr bloße Unzulänglichkeit, die eben mit der toleranten Verhaltung geduldig beobachtet werden dürfte, sondern eine im tiefsten Grund des menschlichen Herzens verwurzelte, sozusagen blasphemische Unart, die im allgemeinen als solches nicht betrachtet wird, aber in deren äußerst verheerender Wirkung mit dem Bösen beinahe gleichzusetzen ist. So ein verschärftes Bewußtsein gegen die latent verbreiteten Krankhaftigkeiten und großen

Gefährlichkeiten innerhalb der Kommunität ist in der ziemlich erregten Gebärde des Dichters sichtbar. Und diese Einsicht, übernommen in den weiteren Erforschungen über Menschen und Natur, entwickelt sich zum mehr vertieften und erweiterten Bild des menschlichen Daseins überhaupt, das verschiedene wesentliche Fragwürdigkeiten in sich heimlich birgt.

Im Gedicht „Die Demut“ spiegelt sich das gegensätzliche Bild dieser negativen Erscheinung, nämlich der fundamentale Wert selbst, der von den Mitgliedern, vor allem von den *Auserwählten* im besten Sinne des Wortes, sicher anerkannt und bewahrt werden muss. Nachdem in den ersten Strophen die „größeren, edleren der Schwabensöhne“¹⁶ mit heißem Empfinden und Lobesworten angerufen wurden, lautet das Gedich wie folgend.

*Geschlecht von oben ! Vaterlandeskronen !
Nur euch bewahre Gott vor Übermuth !
(...)*

*Beweinenswürdig ist des Stolzen Ende
Wenn er die Grube seiner Größe gräbt,
Doch fürchterlich sind seine Henkershände,
Wann er sich glücklich über andre hebt.
(...)*

*O ! Demut, Demut ! laß uns all dich lieben,
Du bists, die uns zu einem Bund vereint,
In welchem gute Herzen nie sich trüben,
In welchem nie bedrängte Unschuld weint.*

*Drum größere, edlere der Schwabensöhne
Laßt Demuth, Demuth euer erstes sein,
Wie sehr das Herz nach Außenglanz sich sehne,
Laßt Demuth, Demuth euer erstes sein.
(...)*

*Vor allen, allen, solche Schwabensöhne
O solche, Demuth, solche führe du
Aus jeder bäurischstolzen Narrenbühne
Den stillen Reihen jenes Bundes zu.¹⁷*

Diese in höchst simpler Art formulierte Erklärung der sozusagen noblen Disziplin enthält eine elementare dynamische Struktur, dass ein nach oben orientiertes Streben gleichzeitig und wenigstens in gleichem Grade ein nach unten orientiertes sein muss. Erst damit gestaltet sich eine unerlässliche psychische Bedingung für die Erhaltung und die Ausübung irgendeiner Macht, die bei mitmenschlichen Beziehungen fast allen nötig werden und besonders unentbehrlich für die führenden Persönlichkeiten, „Geschlecht von oben“. Sonst verwandelt sich eine Gemeinschaft, von welcher Art sie auch sei, im Nu zu einer minderwertigen, aus den Normen abgewichenen

Verdorbenheit, wie sie beim jungen Hölderlin mit dem Bild der „bäurischstolzen Narrenbühne“ ihr fatales Versagen als führendes Zentrum und eigene unauslöschbare geistige Niedrigkeit bloßlegt. Während „der edlere“ eine größere Macht und dieser entsprechende Verantwortungen und Geschicklichkeiten auf sich nimmt, muss er zugleich alle jedem Mitglied zugehörige, aufs Leben bezogene Einzelheiten und kleine Wertigkeiten in ihren wirklichen Materialitäten genug beachten und sie auf der gleichen Ebene mit den eigenen gleichmäßig ruhen lassen. Diese korrelative Herabsetzung der eigenen Wertgefühle und der Aufstieg der allen anderen gehörigen, wobei hinsichtlich der jedem anhaftenden lebendigen Stofflichkeit sowohl die eigenen als auch die anderen gar nicht beschädigt und verleumdet werden sollen, ist eben die eigentliche Funktion der „Demut“, durch deren Moment geleitet sich der Mensch bis zur äußersten Grenzlinie hin bestreben muss, auch in den schwersten Situationen gesamte lebendige Einzelheiten, die alle gleichmäßig schön sind, selbst die winzigsten einbegriffen in ihren eigentlichen Gestalten zu behalten, wenn es auch das wahrscheinlichste Aussehen geben mag, dass es unmöglich ist. Aufgrund dieser geistigen Sublimierung entsteht ein wahrer „Bund“ der ausgewählten Menschen als ein Vorbild der menschlichen Beziehungen. Und es wird nicht so schwierig sein, auch diese ethische Gründlichkeit, die aus den reineren Wurzeln einer jugendlichen Seele spontan und offenherzig entsprungen ist, als eine Grundlage der späteren Aktivitäten Hölderlins anzusehen, die aber notwendigerweise einen umsomehr qualvollen Lebenslauf herbeigeführt haben muss.

(Die Fortsetzung im nächsten Band)

Anmerkungen

¹ StA 1, 28, v.1-8.

² StA 1, 28, v.18-19.

³ Das Typische dieser Dynamik drückt sich auch im ersten Band des *Hyperion* aus, wo der unter der fast absoluten Verzweiflung gegen die Welt versunkene Held, der daher keine Intention und Willenskraft zur positiven Veränderung und Außenwelt besaß, durchs Moment der Begegnung mit Diotima mit einem Mal volle Lebenskräfte gewinnt und seine Daseinsweise zur ganz umgekehrten Richtung hin, zur Möglichkeit der künstlichen Wiederherstellung des erneuten Ganzen umwendet. Dem alles zu Nichts verschlingenden Nihilismus unmittelbar ausgesetzt, beweist das Dasein der Diotima die Existenz der auch diese stärkste Gewaltigkeit überragenden schöpferischen Belebungs kraft im Universum, die eben durch die reale Konfrontation mit dem Gegensatz ihre höchste Wahrscheinlichkeit erscheinen lässt. (StA 3, 42-52.)

⁴ StA 1, 29, v.1-7.

⁵ StA 1, 29, v.8-15.

⁶ Auch den Raum der Begegnung mit Diotima kennzeichnet dieses Schema.

„ (···) und mählig verengte sich und ward zum Bogengang das Thal, und einsam spielte das Mitagslicht im schweigenden Dunkel. Hier – (···) So lagst du hingegossen, süßes Leben, so blicktest du auf, (···) “ (StA 3, 50)

Der Platz, zu dem Diotima, dieses höchst heilige Wesen, eine große Affinität fühlt, indem sie sich dort ruhig liegen lässt, besteht hinsichtlich der Beleuchtung aus Licht und Dunkelheit. Dies deutet eben die hervorragende Spezialität dieser harmonischen Mischung für Hölderlin an.

⁷ StA 1, 29, v.16-23.

⁸ StA 1, 29, v.23 - 30, v.33.

⁹ StA 2, 339.

¹⁰ StA 1, 36, v.1-8.

¹¹ StA 1, 36, v.17-24.

¹² StA 1, 37, v.25-40.

¹³ StA 1, 38, v.1-8.

¹⁴ StA 1, 39, v.25-28.

¹⁵ StA 4, 234.

¹⁶ StA 1, 40, v.1.

¹⁷ StA 1, 40, v.9 - 41,v.40.

Literatur

Hölderlin, Fr., *Sämtliche Werke*. Große Stuttgarter Ausgabe. Hrsg. Fr. Beißner. Stuttgart 1943ff. (StA)

Hölderlin, Fr., *Sämtliche Werke und Briefe*. Hrsg. G. Mieth. München 1978.

Beißner, Fr., *Hölderlin*. Köln 1969.

Häussermann, U., *Hölderlin*. Hamburg 1964.

Lahnstein, P., *Hölderlins Heimatstaat*. Hölderlin Jahrbuch 1973/1974. Tübingen 1974.

Michel, W., *Das Leben Friedrich Hölderlins*. Darmstadt 1963.

Tezuka, T., *Hölderlin*. Tokyo 1980.